

Deutsche Post

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags

Zu beziehen durch die Austräger und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 1.35 Mk. — Bezugspreis in Lódz für Mitglieder des Deutschen Vereins und der ihm korporativ angeschlossenen Vereine 90 Pfennige für das Vierteljahr.

Blatt des

Deutschen Vereins, Hauptsitz in Lódz
und der Deutschen Selbsthilfe. 103-6.

Schriftleitung: Evangelische Straße 5.

Sprechstunden: vormittags von 11—12 Uhr.
Zeitungsausgabestelle: Petrikauer Straße Nr. 85.
Anzeigen-Aannahme: Evangelische Straße Nr. 5.
Anzeigenpreis: 30 Pfennige die sechsgepaltene Kleinzeile.

Nr. 3

Sonntag, den 20. Januar 1918

4. Jahrgang

Briefe aus Rußland.

Die letzte Ausgabe der „Heimkehr“ veröffentlicht folgende Briefe und Berichte über das Ergehen der Deutschen in Rußland: Ein Deutschfrühe aus Wolynien bittet uns, nachfolgenden Brief in der „Heimkehr“ mitzuteilen: Liebe Brüder! Viele von euch werden die Hoffnung haben, daß es jetzt in Rußland unter der neuen Regierung für uns Deutsche besser werden wird. Ja, ich selbst dachte auch so und war der festen Hoffnung, daß die lieben Anstrigen alle wieder werden auf ihre Wirtschaften zurück können. Ich schrieb darauf an meinen Schwiegervater, der jetzt in Saratow als Flüchtling ist, ob Hoffnung wäre, daß sie wieder auf ihre Wirtschaften zurück dürften. Er selbst hatte in Wolynien eine schöne Wirtschaft, 260 Morgen groß. Als Antwort auf meine Anfrage schrieb mir der Schwager folgende Karte: Saratow, den 5. September 1917. Vielgeliebter Schwager Gustav! Ich kann Dir berichten, daß wir Deine Karte erhalten haben, worüber wir uns sehr freuten. Besten Dank dafür! Wir sind Gott sei Dank noch immer so ziemlich gesund, was wir auch Dir von Herzen wünschen. Von der mit uns aus Wolynien vertriebenen Bertha haben wir schon seit zwei Monaten keine Nachricht. Den Schwager Friedrich hat man schon wieder weitergeschickt, und vom Judeheimatfahren ist noch kein Gedanke, wenn nicht Dein Vater, bei dem Du Dich jetzt aufhältst (der Deutsche Kaiser ist gemeint) sich unserer Darm und uns hilft — denn sonst gibt es kein Heimfahren! Auf unsere Regierung dürfen wir uns nicht verlassen. Es ist jetzt eine schwere Zeit bei uns, denn der Paß (Leibriemen) und die Hofen werden nicht kleiner, im Gegenteil, bei allen immer größer. Sonst ist hier viel Neues zu hören und lassen Dich alle herzlich grüßen. Lebe wohl, auf Wiedersehen!

Aus der Kolonie Fürich (Gouvern. Taurien) erhielt ein Deutschfrühe einen Brief vom 13. August, in dem gesagt ist, daß der Typus dort stark aufgetreten war, aber bereits im Abnehmen ist. Mehrere Zeilen waren gestrichen und unleserlich. Dazu schreibt der Empfänger: Es fällt mir an dem Briefe auf, auf wie schlechtem Papier er geschrieben ist. Das läßt wohl einen Schluß zu auf die Papiernot in Rußland.

Aus der Stadt Jekaterinoslaw schreibt ein Kolonist unter dem 31. Juli 1917 an seinen kriegsgefangenen Sohn: Teures liebes Kind! Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie und was sich hier zuträgt und wie schwer es zu leben ist! Unbeschreibliche Geschicklichkeiten gehen vor. Das Leben ist so teuer, wir wissen nicht, wie wir es durchleben sollen. Unser Haus haben wir verkauft; denn wir konnten nicht anders, doch dürfen wir für 25 Rubel den Monat drin weiter wohnen. Dienst habe ich bis heute noch keinen, es ist alles schlecht bestellt und erwartet jeder baldige Besserung. Tabak kostet 20 Rubel das Pfund. Wer kann sagen, was es noch weiter werden wird, wenn der grausame Krieg nicht bald ein Ende nimmt! Was wir anfangen oder nach dem Kriege machen sollen, können wir uns im geringsten gar nicht vorstellen, denn hierbleiben, ist eine große Frage, d. h., wenn man uns bis dahin noch am Leben lassen wird. — Ja, die drei Jahre haben uns alle alt und elend gemacht, die Mutter ist schon sehr grau geworden, ich etwas weniger, aber so gehts hier allen, sehr gealtert sind alle, was muß man aber auch alles durchmachen! Sollten wir das Glück haben, uns noch einmal wiederzusehen, so werden wir uns viel zu erzählen haben, und wo wir zusammenkommen werden, können wir auch noch nicht sagen. Wollen hoffen, daß der Krieg bald zu Ende geht

und wir alle lebend zusammenkommen und die übrige Lebenszeit zusammen verbringen können. Noch viel wäre zu schreiben, wollen uns aber mit diesem befriedigen; sei auch mit dem wenigsten zufrieden, was wir Dir schicken können. Mit der Hoffnung, daß es nach dieser schlimmen Zeit auch wieder besser werden wird, grüßen und küßen Dich, viel Glück und Segen wünschend, Deine Eltern und Geschwister.

Aus Rossowka (Gouv. Jekaterinoslaw) den 8. August 1917, wird geschrieben: Herzlich geliebter Sohn! Habe Deine liebe Karte vom 24. April d. J. erhalten und ich sehr, daß Du noch gesund bist, bin aber sehr betrübt, daß ich Dich schon das sechste Jahr nicht persönlich sehen kann. Da soll ich nun keinen Kummer und keine Sorge um Dich haben? Da ich von meinen sechs Kindern nur Martha und Olga um mich habe. Mein jetziges Leben und wie es mir mit meinen 65 Jahren geht, läßt sich nicht beschreiben. Denn so kümmerlich und schlecht wie in diesen Kriegsjahren, dazu in einer mir fremden Gegend, habe ich noch nie gelebt. Speise, Kleidung und alles, was der Mensch zur Notdurft braucht, wie Milch und Zucker, ohne die ich nicht sein kann, fehlen mir ganz, obgleich ich auf dem Lande wohne. Wenn es nicht bald anders wird, ist es um mich schlecht bestellt, gesund bin ich wohl noch, aber meine Leibeskräfte nehmen zusehends ab. Ich wünsche uns ein gesundes Wiedersehen; wann es werden wird, weiß der liebe Gott. Sei von uns allen herzlich begrüßt und gelüßt, besonders von Deinem Dich liebenden Vater.

Aus den mennonitischen Kolonien in Taurien wird vom Februar 1917 mitgeteilt, daß die Postbeförderung recht schwierig, auch unzuverlässig ist und die Briefensur in den deutschen Kolonien weit strenger gehandhabt wird, als anderswo.

„Ach wie gerne möchte ich mal bei euch hineinschauen, überhaupt zieht es uns mehr zu unserem älteren Bruder (Deutschland) als zu unserem Onkel Bernhard (Amerika). Wir hatten schon oft Besprechungen darüber, ob wir wohl auch unser Fortkommen bei unserem älteren Bruder finden könnten?“ (Die Auswanderungsfrage beschäftigt hier stark die Gemüter.)

„Wir arbeiten hier noch wie früher, doch zieht sich das Gewitter (die Revolution) über uns immer mehr zusammen, auch über unsere deutsche Schule. — Hungersnot ist im Anzuge.“

Weiter wird vom April dieses Jahres geschrieben, daß man an deutsche (mennonitische) Sanitäter kein Gehalt mehr auszahlte und sie bei trockenem Brot leben läßt und nur sehr notdürftig mit Kleibern teilt, auch sonst wird auf sie tüchtig geschimpft. Durch ihre französischen Sprachkenntnisse haben sie sich aber unentbehrlich gemacht. Zwei aus Deutschland hier angekommene ausgetauschte Sanitäter fanden auch nicht das von ihnen erwartete Entgeltommen, nach kurzem Urlaub mußten sie wieder in den Dienst.

Die Landenteignung ist einstweilen eingestellt. Das Gespenst steht aber immer noch vor der Tür. In Prischib war man schon beschäftigt es auszuführen, da kam das Außergewöhnliche (die Revolution), da ließ man alles beim alten und verfiel. Jetzt soll es ja anders durchgeführt werden, anstatt des nationalitischen soll nun ein sozialistisches Programm durchgeführt werden.

Deutsche Bücher werden aus allen Bibliotheken entfernt. Im Konsum in Halbstadt durfte kein Deutscher angestellt sein, doch jetzt nach der „Veränderung“ sind wieder welche eingetreten.

Beim Einkleiden der Sanitäter mußten diese ihre guten Kleider liegen lassen, dafür bekamen sie dünne und schlechte, die für den Winter ganz unzureichend waren. Es wurde so ge-

macht, daß es andere bekommen sollten und es doch nicht gestohlen heißt.

Unsere Tische sind schon recht sehr ermüdet, werden wir auch je das Land unserer Sehnsucht (Deutschland) zu sehen bekommen? Das Sehnen ist groß, dazu über uns die Wolken schwer und drohend. Vielen ist das Land schon enteignet, sie haben es wieder pachten dürfen, sind aber dadurch bettelarm geworden. Viele hoffen, wenn sie in Deutschland nur Land bekommen könnten, wollten sie in Rußland schon alles gern im Stiche lassen. Viele denken aber auch anders. Doch hat sich durch die Revolution schon manches geändert, und da sie noch nicht zu Ende ist, wird sich noch viel ändern.

Vom August wird über die Schreden der Revolution mitgeteilt: Wir denken oft an den Petrow (ein revolutionärer Arbeiteraufwiegler aus der Revolutionszeit 1905, der mit einem Revolver in der Hand bei Nacht oft die deutschen Dörfer unsicher machte), wieviele derartige gibt es heute? Wie ein böser Geist steht diese Gefahr über jedem von uns, bei uns ist ein solcher bisher noch nicht zu Gast gewesen, aber wie oft sind bei vielen anderen solche arbeitslose Stroche schon zu Besuch gewesen! Nie kann man vor ihnen sicher sein und jeden Abend lebt man in Sorge. Voriges Jahr noch hatten wir nur einmal solchen Besuch, aber jetzt enthält mancher zwei, drei und vier solcher Besuche in einer Nacht und dann bleibt sehr wenig übrig. Diese Plünderungen einzeln zu beschreiben, ist unmöglich, was will daraus noch werden?

Geregnet hat es diesen Sommer wie fast noch nie. Obst, außer Pfäumen, gab es wenig und dieses war dazu noch schlecht. Die Getreideernte ist ausgezeichnet und die Getreidepreise sind hoch. Wir brauchen also hier nicht zu darben, doch viele andere müssen es schon. Unseren jüngeren Sanitätern konnten wir nichts hinschicken, während die älteren Männer, die nach Sibirien in die Wälder geschickt wurden, es sonst gut haben. — Die aus Deutschland zurückgekehrten Sanitäter bekamen keinen Heimatsurlaub, sie werden in der Nähe von Moskau zurückgehalten und sind nun sehr enttäuscht, da sie doch hauptsächlich nach Rußland zurückkehrten, um nach langer Trennung ihre Angehörigen wiederzusehen. Es ist sehr auffällig, daß man gerade den in Deutschland Gewesenen den Urlaub in die Heimat verweigert, während andere ihn bekommen, man will eben nur damit verputzen, die wahre Stimmung und Gesinnung, die in Deutschland herrscht, dort bekannt werden zu lassen.

Den „Mennonitischen Blättern“ Nr. 10 entnehmen wir nachstehende Mitteilungen über die Lage der Glaubensbrüder in Rußland:

„Unsere Brüder in Rußland haben in diesen drei Jahren vielleicht mit geringen Ausnahmen ihrem Grundsatze der Wehrlosigkeit treu bleiben können; allein noch jedesmal ist mit der Demokratisierung ihres Landes die Frage zu ihren Ungunsten entschieden worden. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten. Der Sinn des demokratischen Grundsatzes hat sich noch stets und schon jetzt auch in Rußland gegen sie gewandt. Wie weit sie es haben abwenden können, läßt sich noch nicht ersehen; aber die stete Spannung und Auseinanderziehung wird auch dort wie überall mit einer Trennung in zwei Parteien endigen. Die ihren Grundsatzen Treuen werden auswandern, abdröckeln, aussterben; bleiben werden die ihrem Denken nach Zeitgenossen.“

Beachtenswert ist auch, was über die Besitzfrage gesagt wird: „Die Forderung der Bevölkerung nach Land, nach der Benützung der Kronländereien und Enteignung alles Großgrundbesitzes, so-

Aus der Leidensgeschichte der Krakauer evangelischen Gemeinde.

(Schluß.)

Auf der Synode zu Olza berichteten die Krakauer Laienabgeordneten Leszkiwicz und Hans Heyde über die Krakauer Vorkommnisse. Die Synode stellte an die anwesenden Vertreter des Adels das Ersuchen, auf den nächsten Land- und Reichstag die fortwährenden Verfolgungen der Krakauer Evangelischen zur Sprache zu bringen. Auf Anordnung der Synode sollten am 30. August, dem Tage des Zusammentritts der Landtage, und am 26. September, dem Tage der Reichstagsöffnung, überall mit Fäusten verbundene Betgottesdienste stattfinden. Als die Widersacher der Evangelischen von Hans Heydes Schritten vernahmen, trachteten sie ihm nach dem Leben. Er mußte sich mehrmals in Sicherheit bringen und überbedelte zuletzt ganz nach Lublin.

Am Abend des 14. April 1613 machten sich Studenten, Schüler und „allerlei Volk“ auf den Weg nach Alexandrowice und überfielen das Pfarrhaus. Der einheimische Pastor Andreas Hermann konnte sich noch rechtzeitig flüchten. Umso schlimmer verfahren die Wüteriche mit einem Gast der Pastorenfamilie, dem um die evangelische Kirche verdienten Senior des Jatorer Bezirkes Pastor Barthol. Wittner, der in einem abgelegenen Zimmer schlief und zu spät erwachte. „Er wurde bei dem plötzlichen Ueberfall von dem Haufen ergriffen, aller Kleider beraubt, hinter das Tor geschleppt und so mörderisch geschlagen, daß er fünfzehn Wunden hatte und zwei Finger der linken Hand verlor; als er so im bloßen Hemde über und über blutend dalag, ließen sie ihn für tot liegen und ainen davon.

Dabei plünderten sie das Pfarrhaus, zündeten es schließlich an und brannten es gänzlich herunter.“

Wenige Wochen später schlug der Kleriker Gryma den Küster der evangelischen Gemeinde Habicht während eines Zusammenkommens auf der Straße so unarmherzig mit einer Latte, daß der Geschlagene nach einigen Stunden seinen Verletzungen erlag.

Nach diesen Ereignissen rief der wiederhergestellte Senior Wittner von einem Wiederaufbau der Pfarrhauses in Alexandrowice ab. Er veranlaßte, daß Pastor Hermann nach dem vier Meilen entfernten Gute Wielanoc überbedelte, wo der Ritter Wielowiejski im Begriff stand, eine evangelische Kirche zu bauen. Weil man mit dem Schlimmsten rechnen mußte, ging Hermann auf das Angebot ein. Durch ganz Polen brauste ein Verfolgungsjahr gegen die Bekenner des evangelischen Glaubens. In Lublin und Posen wurden die evangelischen Kirchen zerstört.

Um diese Zeit entstand in Krakau eine Gemeinde augsbürgerischer Bekenntnisses. Ihre Ältesten wandten sich an die Verwaltung der reformierten Gemeinde mit dem Ersuchen, ihnen die Mitbenützung des Gotteshauses in Alexandrowice zu gestatten. Am Palmsonntag 1615 fand der erste lutherische Gottesdienst statt. Ihm folgten Besprechungen, die in den nächsten Jahren sich zu einer Union der beiden Gemeinschaften formten. Ihre Losung war: „Brüderliche Liebe und christliche Eintracht sollen in den rechtgläubigen Gemeinden des Herrn nicht erkalten!“

Während die Unionsverhandlungen schwebten, unternahm am Himmelfahrtsstage 1615 der Krakauer Böbel einen Ueberfall auf das Haus des evangelischen Bürgers Pfastowski. Nachdem die Stürmenden die Gitter durchbrochen und die Türen zertrümmert hatten, retteten die Hausinsassen sich durch Flucht über die Dächer der Nachbargebäude. Der wackere Bischof Tylicki

kam mit einer Anzahl Ritter und Stadträten und seinem Fußvolk auf den Platz der Zerstörung und trieb den Haufen auseinander, nachdem er zwei Anführer erschossen und andere gefesselt hatte. — Der umfänglichere Glaubenshaß veranlaßte viele angesehenere evangelische Familien sich nach anderen, mehr sicheren Wohnorten umzusehen. Die Ältesten der Gemeinde kamen bei dem Rat um Gewährung freien Abzuges ein. Aber das Ratskollegium machte geltend, daß der Wegzug der wohlhabenden evangelischen Bürger „große Einbuße an Einnahmen für die Stadtkasse, zumal da, wenn die Stadt Abgaben ausschrieb, die meisten Lasten auf die Evangelischen und Ausländer ergäben würden“, mit sich bringen würde und verweigerte die Erlaubnis. Es versprach, die beiden Reichstagsabgeordneten der Stadt zu beauftragen, den Reichstag um wirksameren Schutz der Krakauer Evangelischen anzufragen. Mit den beiden Abgeordneten machten sich auch zwei Älteste der evangelischen Gemeinde auf den Weg; sie besaßen Empfehlungsschreiben an Angehörige des Königshauses und an einige Senatoren. König Sigismund III. willfahrte den ihm von verschiedenen Seiten vorgetragenen Wünschen und gab Erlasse an den Stadtrat, den Krakauer Wojewoden, den Bischof und die Universitätsobrigkeit, denen der Schutz der evangelischen Einwohner zur Pflicht gemacht wurde.

In den Verzeichnissen der Ältesten der Gemeinde jener Zeit stoßen wir fast ausschließlich auf deutsche Namen. Ein Beweis dafür, wie sehr die Zahl der polnischen Evangelischen während der Zeit der Verfolgung zurückgegangen war. Nach dem Tode des Patrons der Gemeinde, des Besitzers von Alexandrowice, Peter Goluchowski, wurde sein ältester Sohn dem Glauben des Vaters untreu. Er verhinderte nach seinem Uebertritt nicht nur die Abhaltung weiterer Gottesdienste in der Kirche zu Alexandrowice, sondern vernehrte auch die bisherige Anbaustätte.

